

Kein Ochse: Die Ochsenbilder des Zen – gedeutet für die Gegenwart

Jeff Shore

In der Tradition des Zen wird der Prozess der religiösen Übung und des Erwachens traditionell anhand der „Ochsenbilder“ dargestellt. Die Bilder, die wir hier zusammen mit erzählenden Versen vorstellen, bilden diesen Prozess in zehn getrennten Schritten oder Stufen ab. Sie skizzieren wichtige Abschnitte der Praxis und warnen vor den Gefahren auf dem Weg.

Manchmal werden die Ochsenbilder mit den Darstellungen der Neun Stufen der Zähmung des Elefanten aus dem tibetischen Buddhismus verglichen. Dem Volksglauben nach träumte Gautama Buddhas Mutter, als sie ihren Sohn empfing, von einem heiligen weißen Elefanten, der in ihren Schoß eintrat. Auch die Geschichte, wie Gautama Buddha einen wilden Elefanten zähmte, den Devadatta geschickt hatte, um Gautama zu töten, ist ein beliebtes Thema in der buddhistischen Kunst.

So heißt es in den frühbuddhistischen Pali-Kommentaren:

*Wie ein Mann an einen Pfosten bindet
Ein Kalb, das gezähmt werden soll,
So soll man den eigenen Geist
Eng an das Objekt der Achtsamkeit binden.*

Die Metapher [des Tieres, das gezähmt wird] ist sehr alt. In China und in weiten Teilen Südostasiens war der Ochse ein passendes Sinnbild, da er als Grundlage für den Lebensunterhalt der Menschen diente. Wenn der Ochse fort ist, ist das Wesentlichste verloren. Wie eine Mutter, die ihr Baby nicht finden kann, oder wie ein amerikanischer Geschäftsmann, der sich nicht erinnern kann, wo er sein Auto geparkt hat (mit Laptop und Geldbörse darin), wird man nicht rasten und ruhen, bis der Ochse gefunden ist.

Die zehn Bilder, die hier wiedergegeben sind, werden dem japanischen Mönch Shūbun zugeschrieben, der im 15. Jahrhundert Abt des Rinzai Klosters Shōkokuji in Kyoto war und zu den großartigsten Malern seiner Zeit zählte. Jedes Bild ist von zwei kurzen Versen begleitet, die Kuoan Shiyuan [jap. Kakuan Shien], einem chinesischen Zenmönch der Sung-Dynastie, zugeschrieben werden. Diese Verse wurden in der Zen Tradition zu einem Grundlagentext. Sie finden sich im Klassiker „*Vier Texte der Zen Schule*“ [Zenshū Shiburoku] und im zweibändigen Handbuch „*Giftbemalte Trommel*“ [Zudokko] zur Rinzai-Klosterpraxis. Die Kalligraphie der hier präsentierten Verse wurde während der Muromachi-Zeit von dem japanischen Zenmönch Zekkai Chūshin (1336-1405) ausgeführt; sie ist als „Schützenswertes Kulturgut“¹ ausgezeichnet.

¹ Siehe Haager Konvention zum Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten

Die Verse sind in klassischem Chinesisch abgefasst. Zu jedem Bild gibt zunächst eine Art Prosagedicht den Grundton vor. (Diese Prosagedichte wurden ebenfalls Kuoans Schüler Ciyuan [Jap. Jion] zugeschrieben, der eine Einleitung zu den zehn *Ochsenbildern* verfasst hat). Die Prosagedichte bestehen jeweils aus acht Versen mit der folgenden Anzahl an chinesischen Schriftzeichen pro Vers: 4, 4, 6, 6, 4, 4, 4, 4. Jedem Prosagedicht folgt ein vierzeiliges Gedicht mit je sieben Zeichen pro Vers, das die Grundstimmung [der Tuschemalerei] einfängt und mit Hilfe von griffigen sprachlichen Bildern und Lautmalerei lebendig werden lässt.

Meine Übersetzung behält das Versmaß bei², jedem chinesischen Vers steht ein entsprechender Vers im Englischen gegenüber. Allerdings habe ich nicht versucht, das Reimschema zu wahren, geschweige denn die Parallelismen, Antithesen, Betonungen und so weiter, die in solchen Versen üblich sind. Dies ist eine Übungswoche, keine Konferenz und kein Seminar. Mein Augenmerk liegt durchweg darauf, die Kerninhalte [der Texte], die oft nur angedeutet sind, herauszuarbeiten, damit ihr **euer Selbst durchschauen** könnt.³

Versucht nicht, euch die [Abfolge der] Stufen genau zu merken. Nehmt einfach jede einzelne Stufe jeweils als Ganzes in euch auf. Macht euch auch keine Gedanken darüber, an welcher Stelle dieser Bilder ihr euch befindet – das erste Bild ist völlig ausreichend, wenn ihr wirklich dort seid.

Abschließend sei noch erwähnt, dass die Verse jeweils knapp und bündig gehalten sind und in einigen Fällen grundlegende syntaktische Komponenten fehlen, z. B. Subjekt, Objekt, oder Verb. Ich vertraue darauf, dass der Grund für meinen ungelungenkten Versuch, diese Besonderheiten im Englischen nachzubilden, im Laufe der Vorträge, die ich in diesem Jahr – dem Jahr des Ochsen – halten möchte, noch deutlich werden.

Kyoto, 2009

² Anm. d. Ü.: Im Deutschen ist das Versmaß nicht beibehalten.

³ Wortspiel, Original: „So that you can *see through your self*“ bedeutet „damit Ihr *Euer Selbst durchschauen* könnt“ und auch „damit Ihr [dies] *selbst durchschauen* könnt“.



1. Den Ochsen suchen

*Niemals verloren gegangen –
Warum dann suchen?*

*Wendest du dich [vom Wesentlichen] ab, geschieht Spaltung.
Von Staub bedeckt, ist letztlich das Ganze verloren.
Die heimatlichen Hügel sind entfernter denn je.
Auseinanderstrebende Pfade breiten sich aus.
Aufflammen der Leidenschaften um Gewinn und Verlust,
Wie mit einer Klinge scheidest du in Richtig und Falsch.*

*Durch dichtes Gestrüpp waten, mit aller Kraft suchen.
Flüsse schwellen an, Berge türmen sich auf, die Pfade sind endlos.
Erschöpft und verzweifelt, ohne Orientierung.
Nur das Summen der Zikaden im Herbstlaub.*

Die ersten beiden Zeilen reißen uns sogleich in einen Strudel: Wenn es nie verloren gegangen ist, wozu danach suchen? Wenn es nicht zerbrochen ist, wozu es reparieren? Sogar die zeitgenössischen Kommentare wiederholen immer wieder, dass ihr der junge Ochsenhirte seid, derjenige, der den Weg sucht, und dass der Ochse euer wahres Selbst ist, die Buddha-Natur, das Ultimative. Doch dieser Hinweis ist wenig hilfreich. Wer im Grunde genommen ist denn derjenige, der sucht, – und was ist letztlich verloren gegangen? Wenn ihr das wüsstet, bräuchtet ihr wirklich nicht mehr zu suchen.

Aber ihr seid hier und sucht. Bis ihr euch mit diesen Fragen nicht wirklich abgekämpft habt und damit zu Ende gekommen seid, ist es im besten Fall eine Halbwahrheit, im schlechtesten Fall eine selbstsüchtige Lüge, leichtfertig zu sagen: „Es ist niemals verloren gegangen, also brauche ich nicht zu suchen“, stimmt's?

Im Tuschbild findet alles beredten Ausdruck in der Körpersprache des Bauernjungen oder Mönchsnovizen: Die Füße [wollen] ihn in die eine Richtung davontragen, während sein Kopf sich in die andere dreht. Gespalten – in ein Innen und Außen – weiß er nicht, ob er kommt oder geht. Verzweifelt überlegt er, weiß aber nicht, wo er suchen soll.

Die ersten beiden Zeilen haben schon enthüllt, dass es ursprünglich – wann und wo ist das? – weder hier ein Du noch dort einen Ochsen gibt. Die dritte Zeile schließlich spricht aus, warum ihr, wenn ihr ehrlich mit euch selbst seid, suchen **müsst**, warum ihr dem Erforschen [der Dinge] gar nicht ausweichen könnt: weil die Wirklichkeit sich von ihrer Quelle abgewandt hat (wörtlich „soll sich wieder zurückwenden auf“). **Wenn ich mich meinem Selbst zuwende**, weiche ich dem aus, was ursprünglich ist, und verkehre es in sein Gegenteil. Dadurch entsteht die Welt der Unterscheidung und Bewertung: das Selbst – der Andere, Erleuchtung – Täuschung, Leben – Tod, richtig – falsch und so weiter.

Für dieses ursprüngliche Abwenden [von der Quelle] wird kein Grund genannt. Es wird einfach als Tatsache in den Raum gestellt, als eine Tatsache, die jeder von uns in seiner Erfahrung mit dem Selbst bestätigen kann. Seht ihr eine Parallele zur Vertreibung aus dem Paradies im Buch Genesis, als Adam und Eva (will sagen wir alle) sich von Gottes Gebot abwandten, ihnen somit die Augen geöffnet wurden, und sie erkannten, dass sie nackt waren? In seiner *Systematischen Theologie* erklärt Paul Tillich es auf folgende Weise:

„Der Zustand der Existenz ist ein Zustand der Entfremdung. Der Mensch ist entfremdet vom Urgrund seines Seins, von anderen Wesen, und von sich selbst. ... Der Mensch, als der, der existiert, ist nicht der, der er eigentlich ist und sein sollte. Er ist entfremdet von seinem wahren Sein.“

Tillich definiert Unglaube oder „mangelndes Vertrauen“ so:

„... in der Totalität seines Seins wendet der Mensch sich von Gott ab. In seiner existenziellen Selbst-Verwirklichung wendet er sich seinem Selbst und seiner Welt zu und verliert seine eigentliche Einheit mit dem Urgrund seines Seins und seiner Welt. ... In der Verwirklichung seines Selbst wendet der Mensch sich seinem Selbst zu und von Gott ab, im Wissen, im Wollen und im Fühlen.“

Der restliche Text zum ersten Bild beschreibt diese Spaltung als Aufteilen in ein Innen und ein Außen: Bedeckt mit dem schmutzigen Staub der Sinnesanhaftungen (die fünf Sinne und der Geist) **ist das große Ganze verloren**. Je weiter ich meine Suche ausdehne, desto mehr Pfade tun sich auf, ohne dass das, was ich suche, irgendwo zu finden wäre. Gleichzeitig entschwindet mein Zuhause immer mehr und gerät außer Sicht. Ängste im Hinblick auf Gewinn und Verlust brennen in meinem Herzen, Entscheidungen über die Frage von Richtig und Falsch durchbohren meine Seele.

Das vierzeilige Gedicht führt die Bildsymbolik fort: Stecken geblieben im Schlamm und Dickicht trügerischer Anhaftung treten Flüsse über die Ufer, ragen Gebirgsspitzen drohend auf. Meine gesamte Kraft ist erschöpft, ich stecke fest, sitze in der Klemme, und alles, was meine Sinne wahrnehmen, ist ein bedrückendes, monotones Brummen.

Jackson Brownes klassische Rockhymne „*Running on Empty*“⁴ wurde 1977 eingespielt, ein Jahr nach dem Selbstmord seiner ersten Frau:

*Ich sehe auf die Straße, die unter meinen Rädern hinwegrauscht,
Und schaue zurück auf die Jahre, die wie viele Sommerfelder vergangen sind.
1965 war ich siebzehn, und machte mich auf den Weg.
Ich weiß nicht, wohin ich jetzt unterwegs bin – ich fahre einfach weiter.*

*Weiterfahren – ohne Reserve
Weiterfahren – blindlings
Weiterfahren – der Sonne entgegen
Aber ich fahre ihr hinterher.*

*1969 war ich einundzwanzig, und die Straße gehörte mir.
Ich weiß nicht, wann sie in die Straße übergang, auf der ich jetzt unterwegs bin.*

*Ich sehe auf die Straße, die unter meinen Rädern hinwegrauscht
Ich weiß nicht, wie ich Dir sagen soll, wie verrückt sich dieses Leben anfühlt.
Ich suche nach den Freunden, an die ich mich wandte, um über die Runden zu kommen.
Wenn ich ihnen in die Augen sehe, sehe ich, dass auch sie weiterfahren.*

*Weißt du, ich weiß nicht mal, was ich zu finden hoffe.
Ich fahre der Sonne entgegen, aber ich fahre ihr hinterher.*

⁴ Anm. d. Ü.: running on empty: mit leerem Tank fahren, im übertragenen Sinne: erschöpft sein, keine Reserven mehr haben

Kommt euch das bekannt vor? Das ist der Punkt, an dem die Reise beginnt. Denn eine wichtige Entdeckung ist schon gemacht: Ich erkenne, dass ich etwas verloren habe. Und in meiner rastlosen Suche habe ich mich vollständig verrannt. Das ist die Aussage des ersten Bildes „Den Ochsen suchen“.

Ich tue nicht mehr so, als wäre ich mit meiner Unzufriedenheit zufrieden. Ich mache mich aufrichtig auf den Weg. Ich tue nicht mehr so, als ob der Ochse im Stall wäre. Ich verschließe nicht mehr die Augen vor dem Dilemma, in dem ich stecke. Ich betrüge mich nicht länger mit unausgereiften Wischi-Waschi-Vorstellungen, die Einbildungen für Erleuchtung halten. Ich erkenne, dass die gierige Suche nach irgendeiner Erleuchtungserfahrung, die all meine Probleme lösen soll, **das eigentliche Problem** ist. Statt „Den Ochsen suchen“ könnte diese erste Stufe „Kein Ochse mehr“ heißen.

Im Film *Song of the South* (Deutsch: *Onkel Remus' Wunderland*) von 1946 wandert Meister Lampe vergnügt die Landstraße entlang. Dabei gerät er mit einem „Teerbaby“ aneinander, einem menschenähnlichen Wesen, das aus ein paar mit heißem Teer bestrichenen Stöcken besteht. Er bleibt daran kleben. Bei dem Versuch, sich loszumachen, gerät er *„immer tiefer in den Schlamassel, so dass er schließlich weder vor noch zurück kann!“*

Eine tief greifende und alles durchdringende Unzufriedenheit ist an diesem Punkt ganz normal: Was auch immer uns begegnet, **das ist es nicht**. Paul Tillich formuliert es treffend: *„Alles wird versucht, doch nichts genügt uns.“* Jeder Weg mündet in weitere Abzweigungen, ohne Spur oder Anhaltspunkt, welchem Pfad man nun folgen soll. Jeder Weg, den man eingeschlagen hat, scheint sich endlos hinzuziehen – und endet schließlich in eine Sackgasse. Je mehr wir uns anstrengen, unseren Weg zu finden, desto tiefer gehen wir in die Irre. Die ersten zwei der vier Edlen Wahrheiten des Buddhismus bringen es klar zum Ausdruck: Blindes Verlangen führt unausweichlich zu *Miss-Behagen*⁵. Wenn man dies in aller Aufrichtigkeit untersucht, führt uns das unausweichlich zum Großen Zweifel, denn das Selbst **ist** diese Spaltung, dieses Getrenntsein. Die spirituelle Suche ist nicht vergebens, doch an diesem Punkt der Reise kann es uns so vorkommen, als sei dies wirklich der Fall.

Die Zeile *„Aufflammen der Leidenschaften um Gewinn und Verlust“* verweist auf eine der ersten und wichtigsten Unterweisungen Gautamas, bekannt als die „Feuer-Rede“. Gautama hält diese Lehrrede vor einer Gruppe von Asketen, die das Feuer verehren. Er heizt ihnen ordentlich ein, indem er sagt, dass alles brennt, dass alles lichterloh in Flammen steht – den Flammen blinden Verlangens, selbstsüchtiger Verblendung, eines Miss-Behagens [Skr. *dukkha*, engl. *dis-ease*]. Wir werden später zu dieser Predigt zurückkehren und sehen, was Gautama uns zu sagen hat.

Der August 1949 war extrem heiß und trocken, und in den Bergen um Mann Gulch in Central Montana brach ein Feuer aus. Eine Gruppe von Feuerwehrleuten unter der

⁵ Sanskrit *„dukkha“* wörtl. „schwer zu ertragen“, „leidvoll“, „Leiden“, „Ungenügen“. Im engl. Original von Jeff Shore übs. mit *„dis-ease“*, wörtlich „Miss-Behagen“

Leitung von Wagner Dodge wird in dieser Gegend mit dem Fallschirm abgesetzt. Zu beiden Seiten des Tales erheben sich schroffe Gebirgszüge. Das Feuer ist direkt über ihnen. In ihrer Notlage gelingt es den Feuerwehrleuten, sich zum Missouri Fluss in der Talsohle zurückzuziehen und so in Sicherheit zu bringen. Der Wind wirbelt jedoch Glut und Asche auf, und plötzlich ist das Feuer **unter** ihnen und blockiert den Weg zum Fluss. Wegen der außergewöhnlichen Wetterlage breitet es sich rasant aus, und plötzlich rast mit ungeheurer Geschwindigkeit eine brüllende Feuerwand auf die Männer zu – schneller als sie rennen können. Auf beiden Seiten praktisch unbezwingbare Berghänge, unter und über ihnen das rasende Feuer. Ihr Anführer Dodge weiß, dass sie nur noch ein oder zwei Minuten haben, bis das Inferno sie erreicht.

Was wird er tun? Was tut ihr, wenn euch eine Sache zu heiß wird? Auf Wagner Dodge kommen wir später zurück. Ich werde euch jetzt im eigenen Saft schmoren lassen, damit ihr das erste Ochsenbild selbst durchdringen und bestätigen könnt. Dann wird es Zeit, dass wir uns dem zweiten Bild zuwenden.



2. Spuren sehen

*Durch die buddhistischen Sutren erahnen wir den Sinn.
 Beschäftigen wir uns mit den Lehren finden wir einen Zugang.
 Klar wird: Die Vielzahl an Gefäßen ist aus ein und demselben Stoff [wörtl. Metall].
 Alle Dinge besitzen eine Wesensnatur.
 Doch wenn nicht Richtig von Falsch unterschieden wird,
 Wie Einsicht gewinnen in Wahrheit und Unwahrheit?
 Ohne bisher das Tor durchschritten zu haben,
 Werden zumindest Spuren erkennbar.*

*Spuren überall am Flussufer und unter Bäumen.
 Im dichten süß duftenden Gras – ah, was ist das?
 Wie tief auch immer in den hintersten Winkeln der Berge
 Nichts kann die zum Himmel gereckte Schnauze verbergen.*

Seht euch das Bild an. Der Kopf sitzt nun gerade, Körper und Geist sind geeint, die Hand liegt fest am Seil der Disziplin.

Was ist passiert? Spuren wurden gefunden! Im ersten Bild gab es keine Spur [des Ochsen]. Nun sind die Spuren überall. Die ersten beiden Zeilen schreiben das den Sutren und Lehren zu, und tatsächlich ist es oft so. Viele Anfänger werden durch ein Sutra oder ein Buch über Buddhismus in Bewegung gesetzt, oder weil sie jemanden treffen, der die mühsame Wanderung schon hinter sich hat.

Buddhistische Schriften und Dharma-Begegnungen [Begegnungen mit der Lehre des Buddha] sind in der Tat kostbar, ebenso Begegnungen mit anderen Religionen. Wo aber findet sich die wahre Lehre? Haltet die Augen offen und euer Herz. Um mit dem Dharma (der lebendigen Wahrheit) in Berührung zu kommen, reicht das Lesen von Büchern oder das Hören von Vorträgen nicht aus. Nicht einmal das Sitzen reicht aus. Der Dharma ist nicht einfach etwas, das du **tust**. Er muss sein, was du **bist**.

Wenn Ihr Euch vollständig der rechten und beständigen Praxis hingibt, entsteht ein Faden. Dreht ihn zu einem Seil und folgt ihm unablässig. Die dritte und vierte Zeile offenbaren, dass ein Faden durch alles hindurchläuft, dass „*alle Dinge eine Wesensnatur haben*“. Was aber bedeutet das?

Wie die einzelnen Spuren, ist die Erfahrung [dass alles eine Wesensnatur hat] meist ein einzelnes, isoliertes Ereignis. Das heißt, ihr seid noch nicht in der Lage, die Spreu vom Weizen zu trennen, habt noch keine Einsicht in Wahr und Falsch, wie die fünfte und sechste Zeile darlegen. Um das zweite Bild zusammenzufassen: Einzelne Spuren sind sichtbar geworden, doch das Tor ist noch nicht durchschritten.

Das vierzeilige Gedicht berichtet, dass es von Spuren nur so wimmelt. Dorniges Dickicht und Schlamm haben sich in süßes Gras verwandelt. Plötzlich regt sich etwas. Wo ist es? Innen? Außen? Nirgendwo? Überall? Wir können es nicht mehr aus den Augen verlieren. Nichts kann mehr verbergen, was da ans Licht gekommen ist. Was immer nun geschieht, wir bleiben ihm dicht auf den Versen:

*Diese Straße bin ich schon oft entlang gegangen,
Doch immer blieb das Pflaster unter meinen Füßen liegen.
Auf einmal bin ich ein paar Stockwerke hoch,
Im Wissen, dass ich auf der Straße bin, in der du wohnst.*

[„On the street where you live“, von Alan Jay Learner, *My Fair Lady*, 1964]

In der Feuer-Rede beschrieb Gautama, dass alles brennt vor Verlangen, Täuschung und *Miss-Behagen* (Engl. *dis-ease*). Wenn ich dem Weg folge, so die Rede weiter, werde ich enttäuscht, desillusioniert und dann leidenschaftslos in **Allem**. (Versteht ihr? Es ist nicht nur das Selbst, das eine Erfahrung sucht, mit der es seine Probleme lösen kann.) Dann kann vollständige Befreiung erfahrbar sein. Im Erlebnis der vollständigen Befreiung entsteht unmittelbares Wissen um die Befreiung, und man erkennt klar, dass dies das Ende [des Kreislaufs] von Geburt und Tod ist, dass das

Ziel erreicht ist, dass es nichts weiter in dieser Welt gibt. Die Feuer-Rede ist eine der wesentlichen Lehren des frühen Buddhismus über das Nirvana: Die Flamme des Selbst ist erloschen.

Ist das der einzig mögliche Zugang? Was ist mit den Kontemplativen, die von der flammenden Liebe Gottes verzehrt werden, oder mit dem Bodhisattva, der voller Mitgefühl für alle brennt? erinnert ihr euch an Wagner Dodge? Was tat er, als die Flammen auf ihn zurasten, und er nicht mehr entkommen konnte? Zuerst hörte er auf zu rennen. Ganz genau, er hielt an. Habt ihr angehalten? Man nähert sich, indem man nicht mehr rennt – weder zu irgendetwas hin noch weg davon. Dann werden die Spuren sichtbar. Der Weg eröffnet sich direkt unter unseren Füßen. So merkwürdig sich das anhört, wenn wir nicht anhalten, kommen wir nicht wirklich weiter. Anhalten heißt nicht einfach still stehen. Es bedeutet, das Selbst, den Körper und Geist in seiner Gesamtheit sowie alle Sinne komplett anzuhalten. Das ist der Beginn des wahren Zazen.

Erst wenn alles Weglaufen – oder Hinlaufen – aufgehört hat, beginnen die Dinge klar zu werden. Wahre religiöse Praxis ist keine Flucht vor unseren Problemen, seien sie psychologischer oder anderer Natur. Seht selbst: Jeder Versuch, den eigenen Weg durchzusetzen oder Auswege zu finden, ist letztlich ein Hindernis auf dem Weg und schafft noch mehr Verstrickungen. Lasst all das los, ein für allemal, in aufrichtiger und beständiger Praxis. Mit diesem zweiten Bild „Spuren sehen“ ist die Richtung gefunden. Aber das Tor ist noch nicht durchschritten. Seid an dieser Stelle vorsichtig. Das Bewusstsein kann in einem unglaublichen Maße geklärt, geläutert und geleert werden. Als Vorübung kann das sehr hilfreich sein. Aber es ist nicht das Ziel unserer Praxis, nicht das Ende unserer Anstrengungen. Im Leerlauf zu fahren und die Fahrt für eine Weile zu genießen, ist nicht dasselbe wie komplett anhalten. Ein geklärtes, gereinigtes Bewusstsein, leer von gewöhnlichen Bewusstseinsinhalten, ist noch immer ein unterscheidendes Bewusstsein. Unterscheidungsvermögen ist nicht gleichzusetzen mit Einsicht oder tieferem Verständnis. Es ist ein diskursives, spaltendes Anzeichen des *Miss-Behagens* (Engl. *dis-ease*). Und Einsicht ist nicht einfach Unterscheidungsvermögen. Einsicht meint das Hineinsehen in die wahre Natur der Dinge und das Durchschauen, das Erkennen der wahren Natur der Dinge. Der Buddhismus warnt vor beidem, vor „falscher Unterscheidung“ und vor „falscher Gleichheit“. Ich überlasse es euch, den Wert oder Nutzen der so genannten Zen-Lehren, der buddhistischen Lehren und anderer spiritueller Lehren, die heutzutage den Markt überschwemmen, ein-zu-sehen und zu erkennen. Das Gedicht zum Fall 12 der Koansammlung „*Torlose Schranke*“ [Jap. *Mumonkan*] fasst es so zusammen:

*Viele, die den Weg suchen, erkennen die Wahrheit nicht,
Sie kennen nur ihr altes unterscheidendes Bewusstsein.
Es ist Ursache für den endlosen Kreislauf von Geburt und Tod
Unwissende jedoch halten es für die wahre Natur des Menschen.*

Viele so genannte Lehrer reduzieren das Problem auf das dualistische Denken oder auf den unterscheidenden Intellekt und bieten dann Wege an, um es bzw. ihn loszuwerden – ein sicheres Anzeichen dafür, dass sie im unterscheidenden Denken verbleiben. Der unterscheidende Intellekt ist nicht das Problem, er ist nur die Spitze des Eisbergs. Wie Paul Tillich schon deutlich gemacht hat, entsteht Entfremdung im „*Wissen, Wollen und Fühlen*“. Ob denkend, wollend oder fühlend – das Selbst-als-Bewusstsein ist gespalten. Erkennen solche Lehrer überhaupt das wirkliche Problem, das hier zugrunde liegt?

Verwechselt nicht die Fährte mit dem Tier. Wenn ihr wirklich anhaltet, **weist das, was in aller Aufrichtigkeit gesucht wurde, den Weg**. Die Spuren zeigen unmissverständlich die Richtung an, in die ihr gehen müsst.

Sammelt in eurer Praxis geduldig all eure Energie in einem Punkt. Wenn Ihr das tut, werden die Sinnesaktivitäten (den Geist eingeschlossen) nicht nur geklärt, geläutert und leer – sie werden aufgehoben. Im täglichen Tun sind die Sinne aktiv. Auch in beständigem Zazen sind die Sinne vollständig offen, allerdings sozusagen in Grenzen gehalten. Der buddhistische Terminus dafür lautet „kein Hinausfließen“ [Skr. āsrava, Pali: āsava] und „kein Hineinfließen“. Jetzt sind wir bereit für das dritte Bild.



3. Den Ochsen finden

Durch Hören den Eingang gefunden,

Durch Einsicht die Quelle entdeckt.

Die sechs Sinne zum Ursprung zurück, frei von Hindernissen und Unterscheidung.

Jede Handlung geschieht kristallklar aus der Mitte

wie Salz sich aufgelöst hat im Wasser

oder Leim in der Farbe.

Öffne dein Auge:

Die Dinge sind nicht voneinander getrennt.

In den Baumwipfeln singt trällernd die Nachtigall.

Warmer Sonnenschein, sanfter Wind, die Weiden am Flussufer grünen.

Genau hier, letztendlich kein Ausweg – Begegnung unvermeidlich.

Majestätischer Kopf und Hörner, die kein Künstler einfangen kann.

Die erste Zeile greift zurück auf Bild zwei und darauf, dass wir Fuß fassen können, indem wir die Lehren des Buddhismus hören. Im frühen Buddhismus bezeichnete man die drei Aktivitäten – den Dharma hören, über ihn nachdenken und ihn praktizieren – als die Drei Pfade der Weisheit. In den alten Zeiten wurde der Dharma nicht niedergeschrieben, sondern mündlich rezitiert und auswendig gelernt. Das heißt, ihn zu hören, war auf natürliche Weise der erste Schritt. Mit der Zeit wurde es üblich, den Dharma zu lesen. Wir brauchen uns also nicht an das Hören zu klammern. Im Grunde ist der Eingang überall und füllt unsere Sinne aus, wenn wir nur im Einklang sind, in Harmonie. Das beständige Bemühen, alles in Eins zu sammeln, mündet in der Erkenntnis, dass alles Eins **ist**. Nun, woher kommt **das**?

Seht euch das Bild an. Zum ersten Mal ist der Ochse aufgetaucht. In der zweiten Zeile fallen wir mitten hinein. Wir sehen nicht mehr nur einzelne Spuren oder hören etwas in der Ferne. Wir tauchen in die Quelle selbst ein, sie ist „hier“, ohne jeden Zweifel. Kein Geräusch, keine Aussicht oder Einsicht, sondern die Wurzel-Quelle der Erfahrung. Wie verwunderlich dies auch sein mag, das Selbst macht die Erfahrung, nicht von allem anderen getrennt zu sein.

Die dritte und vierte Zeile machen deutlich, dass die Begegnung mit der Wurzel-Quelle alle Sinne verwandelt: Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen und Geist sind nun klar und arbeiten ungehindert. Der Rest des ersten Verses legt offen, dass nun alles untrennbar mit der Quelle verbunden ist: Das Salz im Wasser, der Leim in der Farbe machen deutlich, dass die Quelle in jedem einzelnen Ding vorhanden und mit ihm untrennbar verbunden ist. Die Quelle ist nichts Zusätzliches, nichts Anderes.

Der chinesische Laiendichter Su Dongpo aus dem 11. Jahrhundert drückte es so aus: *„Ein gluckernder Bach ist die breite, goldene Zunge, – sind die Bergfarben nicht der reine Körper?“* Jeder Ton ist die Beredtheit Buddhas, jede Form der Körper des Erwachens.

Das vierzeilige Gedicht zum dritten Bild besingt und beschreibt das, was außerhalb des Hörens und des Sehens ist. Die Quelle offenbart sich, wohin auch immer wir unseren Blick wenden, was immer wir hören, fühlen oder denken: *„das Schwanken in den Baumwipfeln den ganzen Tag lang“, „nichts, wohin man laufen, nichts wo man sich verstecken könnte“.*

Die letzte Zeile des vierzeiligen Gedichts deutet an, dass die Quelle unerschöpflich ist, obgleich sie in jedem Ding – als jedes Ding – vollständig zum Ausdruck kommt. Das, was du aufrichtig gesucht hast, dem du vertrauensvoll gefolgt bist, zieht dich hinein und zeigt dir den Weg. Die lebendige Quelle, die nicht zu einem Objekt gemacht oder abgetrennt werden kann, **und über die du nun weißt, dass du untrennbar mit ihr verbunden bist**, wird dich nicht in die Irre führen. **Du** allein kannst das zuwege bringen – wie die Schwerkraft, die dich unvermeidlich hineinzieht. Leistest du Widerstand, findest du dich unweigerlich im leeren Zentrum deines „Selbst“, und wirst nicht in den Ursprung von Allem gezogen werden.

Nachdem Zen-Meister Hakuin Ekaku (1686-1769), der in der Edo-Periode lebte, das erste Mal einen Blick auf den Ochsen erhascht hatte, befragte ihn jemand über „**Mu**“ bzw. Leerheit. Er antwortete: *“Nichts, das man mit der Hand oder mit dem Fuß ergreifen könnte.”* Eine auf dieser [Erkenntnis]Stufe ganz natürliche Antwort; trotzdem werden wir später noch darauf zurückkommen.

Wir haben Wagner Dodge verlassen, als er anhielt. So wichtig dieses Anhalten auch ist, es reicht nicht. Die Feuerwand rückt immer näher. Da war noch etwas, das Wagner Dodge tat. Es schien so absurd, dass die meisten aus seiner Mannschaft dachten, er sei verrückt geworden, und rannten weiter. Sie kamen ums Leben. Was tat er, nachdem er angehalten hatte? Er zündete ein Streichholz und brannte das Gras um sich herum nieder. Dann legte er sich innerhalb des verbrannten Fleckens auf den Boden nieder und entkam unversehrt.

Wir sind keine Feuerwehrleute. Doch auch wir hören auf zu rennen und gehen stattdessen in die Flammen hinein.

Was bleibt, was lebt weiter in der religiösen Praxis, nachdem alles in Flammen aufgegangen ist? Oder anders herum: Wenn man von allem desillusioniert, in allem leidenschaftslos geworden ist, wer ist es, der die Befreiung verwirklicht? Für wen wird die Flamme gelöscht? Dies kann erst wirklich erkannt werden, wenn alles von den Flammen verzehrt worden ist. Es ist Zeit, sich dem vierten Bild zuzuwenden.



4. Den Ochsen fangen

*Lange in der Wildnis verborgen,
 Heute endlich gefunden.
 Mühevoll noch, Schritt zu halten, weil er immer wieder entwischt,
 Sich nach süßem Gras sehnt,
 Widerstand leistet, nicht gebrochen zu werden,
 Wilder als zuvor.
 Um ihn zu vollständiger Ruhe zu bringen,
 Gebrauche die Peitsche!*

*Mit ganzer Kraft ergreife das wilde Tier!
 Stark und eigensinnig, wie es ist, lässt es sich nicht brechen,
 Mal höchste Höhen erklimmend,
 Mal in neblige Tiefen hinabsteigend.*

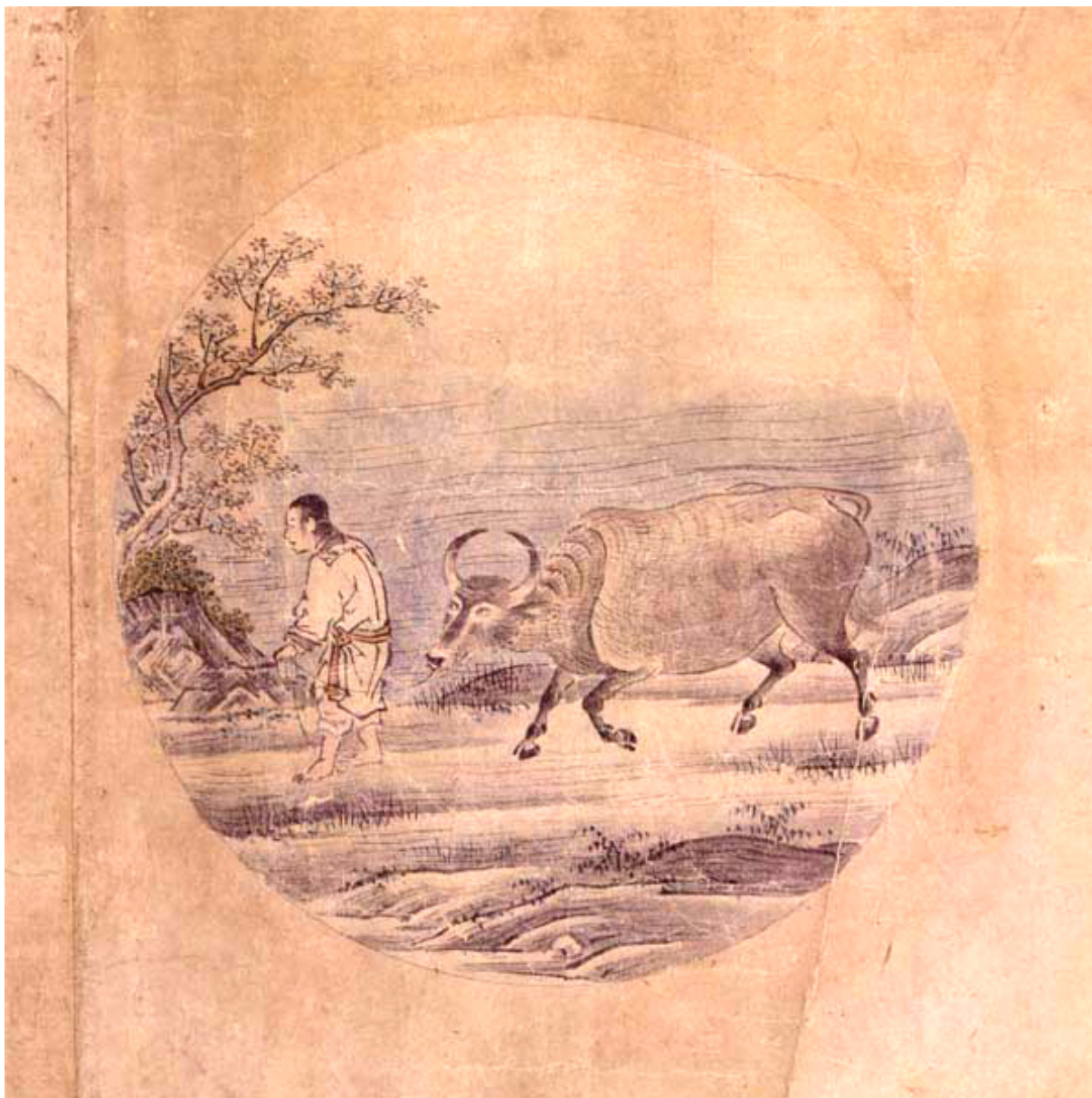
Wenn der Ochse unser so genanntes Wahres Selbst ist, das Absolute, die Buddhanatur, warum muss er dann gebrochen und gezähmt werden? Jedenfalls müsst **ihr** hier am Ball bleiben. Macht es euch nicht bequem. Es heißt: *„Je weiter du kommst, desto tiefer wird es; je mehr du erkennst, desto größer die Anstrengung.“* Pack den Stier bei den Hörnern, mit deinem ganzen Sein, und lass nicht mehr los!

Wie das Bild zeigt, sind die beiden noch nicht vollständig eins. Aber sie sind jetzt untrennbar verbunden. Seid vorsichtig, wenn ein Missklang entsteht; fällt nicht zurück in alte Verhaltensweisen. Wie die beiden letzten Zeilen der zweiten Strophe andeuten, werdet ihr mal auf den Gipfel geschleudert, mal in die tiefsten Tiefen.

Hier ist kontinuierliche Praxis der rechten Anstrengung in Verbindung mit großem Vertrauen nötig. Um den Stier wirklich mit eurem ganzen Sein bei den Hörnern zu packen, müsst ihr alle Hoffnungen und Erwartungen loslassen, alle Erfahrungen, alles Wissen und alle Einsicht. Diese Dinge verhindern den vollständigen Gleichklang. Das hier läuft nicht nach euren eigenen Vorstellungen. Macht einfach weiter, ohne Wünschen und Klagen.

Erinnert ihr euch an Hakuin? Als der Meister ihn nach „Mu“ fragte, antwortete er mit Stolz: *„Nichts, das man mit der Hand oder mit dem Fuß ergreifen könnte.“* Eine gute Antwort, die sehr schön die spirituellen Fähigkeiten und die innere Freiheit des jungen Hakuin zeigt. Der Meister jedoch legte offen, an welcher Stelle Hakuin noch an seine Freiheit gebunden war [= Anhaftung], indem er ihn unvermittelt in die Nase kniff und sagte: *„Man kann sie aber noch ganz gut mit der Hand ergreifen!“* Dann lachte er herzlich und spuckte die Worte aus: *„Du armer Teufel, du Höhlenbewohner!“*

In der Tat, wenn so etwas in euch zurückbleibt, wartet nicht darauf, dass ich es zerschmettere. Bleibt nicht daran kleben, verweilt oder wohnt nicht darin. Verwandelt es nicht in eine Erfahrung, die ihr erlangt habt: *„... Der Mensch muss so arm werden, dass er kein Raum ist und keinen Raum hat, in dem Gott noch handeln könnte. Wo der Mensch noch Raum in sich selbst bewahrt, bewahrt er die Unterscheidung. Deshalb bete ich zu Gott, dass er mich von Gott befreien möge ...“* (Meister Eckhart). Lasst euch vom Stier eurer Erfahrungen nicht auf die Hörner nehmen, wie klug oder tiefgründig diese Erfahrungen auch immer sein mögen.



5. Den Ochsen zähmen

*Sobald ein Gedanke aufsteigt,
 Folgen weitere Gedanken nach.
 Bist du erwacht, wird alles zur Wahrheit.
 Verweilst du in Unwissenheit, ist alles Täuschung.
 Sie entsteht nicht durch äußere Bedingungen.
 Allein der Geist – dein Denken und Fühlen – bringt sie hervor.
 Halte das Seil fest im Griff.
 Sei nicht zögerlich.*

*Lass Peitsche und Halteseil nicht einen Moment los,
 Sonst könnte das wilde Tier leider in weltlichen Staub entweichen.
 Hüte es umsichtig, bis es zutraulich und sanft ist,
 Und ohne Zaumzeug anzulegen aus eigenem Antrieb folgt.*

Wie das Bild zeigt, bewegen sich [der Ochse und sein Hirte] nun als eins. Da ist kaum mehr Gegenwehr, alles läuft geschmeidig.

Dennoch warnt der Text vor verbliebenen Gefahren. Wenn einer so weit gekommen ist, wie kann es da – so könnte man sich fragen – noch Hindernisse geben? Auf die Frage *„Wenn kenshō [Erschauen des eigenen Wesens] erreicht wurde, und man den Weg der Erleuchtung betreten hat, gibt es doch sicher kein Übel mehr, das einem noch behindern könnte?“* antwortet Hakuin: *„Doch sicher! Das Übel existiert, wenn du es erzeugst. Wenn du es nicht erzeugst, existiert es nicht. Aber solche Feinheiten können warten, bis du den Weg erreicht hast. Dann kannst du dir diese Fragen selber stellen – es wird nicht zu spät dafür sein.“*

Eine hartnäckige Krankheit erfordert bittere Medizin. Deshalb heißt es im Text zu Bild vier: *„Um ihn zu vollkommener Ruhe zu bringen, gebrauche die Peitsche!“* Hier im Vers zum fünften Bild ist der Ton etwas anders: *„Halte das Seil fest im Griff, sei nicht zögerlich.“* Das Gedicht interpretiert diese Stelle folgendermaßen: Bemüht man sich auf rechte Weise, folgt daraus innerer Antrieb, und Peitsche oder Antreiberei werden überflüssig.

Hier bestätigt sich, dass diese „Praxis“ nicht etwas ist, das du hin und wieder **tust** (z. B. auf dem Zazen-Kissen). Sie ist beständig da, sie ist, was du **bist**. Dennoch musst du sehr darauf achten, sie nicht zu beflecken oder zu beschmutzen.

Wir haben die Reise nun zur Hälfte hinter uns gebracht. Ihr habt eine Vorstellung von dem „Prozess“ bekommen, der hier auf geschickte, aber künstliche Weise zerlegt worden ist, um uns auf dem Weg zu helfen. Ich vertraue darauf, dass ihr jetzt verstanden habt, dass es nicht wirklich zehn separate Schritte oder Stufen gibt. Zen beschäftigt sich nicht mit Prozessen oder gar mit Transformation. Bleibt nicht an der Darstellung dieser Stufen hängen oder an den beigefügten Geschichten. Jeder muss **durch sich selbst hindurchgehen**; es wird keine zwei identischen Wege geben. Diese Abbildungen und Beschreibungen können hilfreiche Wegweiser sein und warnen uns vor den Fallen auf dem Weg. Letztlich geht es aber darum, die Reise tatsächlich zu Ende zu bringen.

Jeder von uns macht seine eigene Reise. Lasst uns dennoch gemeinsam auf dem Weg weitergehen, als Gruppe praktizieren, uns gegenseitig unterstützen bzw. unterstützt werden, entschlossen, aber geduldig, bei Tag und Nacht, durch Angenehmes und Unangenehmes, durch Erträgliches und Unerträgliches, durch Illusion und Erleuchtung. Haltet nicht auf halbem Wege an.



6. Den Ochsen reitend heimkehren

*Der Kampf ist vorbei.
 Gewinn und Verlust kehren nicht wieder.
 Ländliche Weisen summen,
 Ein Kinderliedchen spielen.
 Im Reitersitz auf dem Ochsen
 In den unendlichen Himmel blicken.
 Wird er gerufen, dreht er sich nicht um,
 Wird er angehalten, verweilt er nicht.*

*Im Reitersitz auf dem Ochsen auf verschlungenen Pfaden nach Hause.
 Klänge der Bambusflöte lösen sich auf im abendlichen Wolkenschimmer.
 Grenzenloses Empfinden in jedem Taktschlag, in jedem Vers.
 Im Einklang miteinander – wozu noch Worte?*

Mit diesem sechsten Bild ist der Kampf beendet. Das von *Miss-Behagen* getriebene Subjekt existiert nicht mehr. Ein grenzenloses Kind spielt grenzenlose Melodien, auf einem grenzenlosen Ochsen sitzend, in einen grenzenlosen Himmel blickend. Das ist das vielleicht berühmteste der zehn Ochsenbilder. Es ähnelt den taoistischen Darstellungen von Lao-tzu, wie er auf einem Ochsen in die Berge reitet.

Bild und Verse drücken ein tiefes *Samadhi*-im-Spiel aus, oder ein freudvolles *Samadhi*, frei von Selbst – Andere. Dazu bedarf es keiner komplizierten Philosophie; ein einfaches Lied sagt alles:

<i>Mr. Bluebird's on my shoulder;</i>	<i>Herr Amsel sitzt auf meiner Schulter;</i>
<i>It's the truth, it's actual –</i>	<i>Es ist wahr, es ist tatsächlich so –</i>
<i>Everything is satis-factual!</i>	<i>Alles ist gut, so wie es ist!</i>

[“Zip-A-Dee-Doo-Dah”, Songtext von Ray Gilbert, aus *Song of the South*, 1946]

Völlig unbeschwert im Hier und Jetzt. Wer braucht da eine Bestätigung von außen, Ordinationslinien oder Dharma-Übertragung?

Beharrliche Praxis und rechtes Bemühen gelangen in Anstrengungslosigkeit, in Absichtslosigkeit zur Verwirklichung. Das *Tao Te Ching* (Kapitel 48) und das *Chuang-tzu* (Kapitel 22) sprechen von „*Nichtstun – obwohl nichts ungetan bleibt*“. Nichts **ist** leicht, mühelos. Das bedeutet, wirklich **im Leerlauf**. Anfangs führte jeder Weg in eine Sackgasse; jetzt führt jede Straße nach Hause.

Wer ist mit wem im Einklang? Wie das Ende des Textes zu Bild sechs andeutet: Welcher Worte bedarf es noch für diejenigen, die wirklich miteinander vertraut sind? Welcher Lobgesang ist noch möglich? Der Mönch Linchi [Jap. Rinzaï, † 867], der Vater des Rinzaï-Zen, der in der Zeit der Tang-Dynastie lebte, fordert: „*Sprich! Sprich!*“ Er fragt damit nicht nach Worten.

„Den Ochsen reitend heimkehren“ ist ein wundervoller Moment auf dem Weg. Aber es bleibt noch ein Stück des Weges zu gehen.



7. Ochse vergessen, Mensch bleibt übrig

*Es gibt keine zwei Dharmas,
 Der Ochse ein Sinnbild.
 Die Falle wird zurückgelassen, wenn der Hase in der Schlinge hängt,
 Das Netz, sobald Fische gefangen sind.
 Wie Gold in der Schlacke
 Oder der Mond, der hinter Wolken hervortritt:
 Ein einzelner Strahl leuchtet,
 Bevor die Welt auftaucht.*

*Auf dem Ochsen reitend, endlich die Hügel der Heimat.
 Ochse verschwunden, du bist zur Ruhe gekommen.
 Sonne schon hoch am Himmel, doch der Traum dauert an.
 Seil und Peitsche liegen nutzlos unter dem Strohdach.*

Der Ochse ist verschwunden – **wieder!** Doch ist es, anders als im ersten und zweiten Bild, jetzt nicht mehr notwendig, ihn zu suchen. Er wird nicht wiederkommen, selbst seine lästigen Spuren sind verschwunden. **Kein Ochse** – ein weiterer wundervoller Moment auf dem Weg.

Der Mensch bleibt zurück, doch er ist nicht mehr das Kind, das die Reise begonnen hat. Dieser „**Eine**“ ist nicht von Allem zu trennen. Das Bild zeigt, wie er sich spontan verbeugt und dabei die Hände zu einer Dankesgeste aneinander legt. Man könnte fragen, an wen oder was sie gerichtet ist. Doch wenn wir einmal hier angekommen sind, beantwortet sich diese Frage von selbst. Solches Verneigen **ist** die Antwort. Dennoch ist aufrichtiges Fragen kostbar.

Wie der Text an dieser Stelle enthüllt, gibt es keine zweierlei Dharmas: weder im Widerstreit stehende Wahrheiten, noch verschiedene Wirklichkeitsebenen. Es gibt auch nicht wirklich **Eins**. Gold, das von der Schlacke getrennt ist, der Mond, der hinter den Wolken hervortritt: Diese Bilder legen nahe, dass das, was wir verzweifelt gesucht haben, immer schon da gewesen ist – doch das will erkannt sein. Der Ochse **war** nie fort. Wenn wir wirklich hier angekommen sind, ist diese Wahrheit offenbar. Und so verschwindet der Ochse, nachdem er seine Arbeit getan hat.

Das Bild vom einzelnen Strahl bezieht sich nicht nur auf den erleuchtenden Schimmer des Mondes. Wenn dies so wäre – wie könnte er erscheinen, bevor die Welt erscheint?

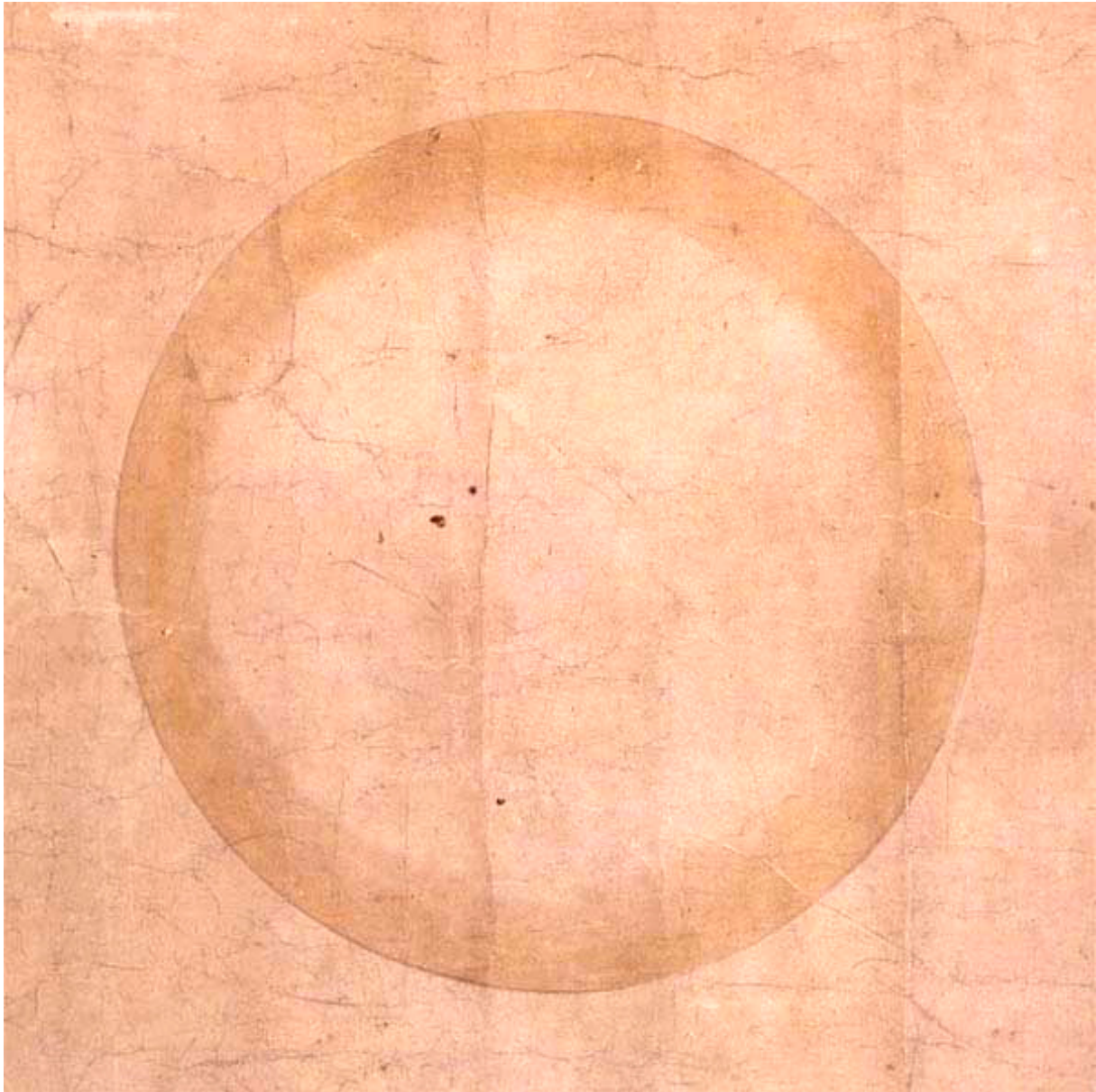
Die Sonne steht schon hoch am Himmel, doch im friedlichen Schlummer des Erwachens setzt sich das Träumen fort. Bedenke: „*Samsara⁶ und Nirvana – beide ein Traum der vergangenen Nacht.*“ Oder den taoistischen Spruch: „*Schlafe ohne Traum, und erwache ohne Sorge.*“ erinnert ihr euch überhaupt noch an das erste Bild, in dem ihr nicht einen Moment zur Ruhe kommen konntet?

Die Hilfsmittel, die für das Zähmen des Ochsen nötig waren, liegen nun herum, so wie Falle und Netz zurückgelassen werden, sobald das Tier gefangen ist. Die Wege und Methoden (Hilfsmittel) müssen gemeistert – und dann zurückgelassen werden. Die Wege dürfen euch nicht in die Quere kommen, verwandelt die Praxis nicht in eine Beschäftigung mit dem Ego. „*Wer immer Gott mit Hilfe eines Weges sucht, wird Wege finden und Gott verlieren, der in den Wegen verborgen ist*“ (Meister Eckhart). Amen.

Was aber bleibt? Nur dies – ohne Objekt oder Subjekt. Ohne Darstellung, ohne Stellvertreter („re-presentation“), ohne in etwas verwandelt zu werden, in irgendetwas, in ein Innen oder Außen: „*Ochse verschwunden, du bist zur Ruhe gekommen.*“

Doch es gibt drei weitere Bilder. Warum ist dieses Bild nicht das letzte? Lasst uns weitersehen.

⁶ Skr. wörtlich: „beständiges Wandern“, Kreislauf von Werden und Vergehen, Geburt und Tod



8. Mensch und Ochse vergessen

*Weltliches Empfinden und Täuschung abgefallen,
 Leer sogar von heiligem Streben nach Erleuchtung.
 Nicht dort bleiben, wo Buddha weilt,
 Vorübereilen, wo kein Buddha ist.
 In keinem von beiden verweilen.
 Nicht einmal die tausend Augen können dies durchdringen.
 Hunderte Vögel bringen Blumen dar –
 Welche Verschwendung!*

*Peitsche und Seil, Mensch und Ochse – verschwunden.
 Azurblauer Himmel, weit und unermesslich, ohne Hindernisse.
 Schneeflocken vergehen über rötlich glühendem Herdfeuer.
 Und so eins werden mit den Alten Meistern.*

Hier gibt es kein weltliches Empfinden, keine Täuschung und auch keine Spur von transzendenter Heiligkeit, kein Gestank nach *Satori*, kein Hauch von Erleuchtung. Auch das muss abfallen. Sogar das Abfallen muss abfallen. Wie könnte es irgendeinen anderen Weg geben? So wie Schnee auf dem heißen Ofen schmilzt, löst sich jede Flocke, die erscheint, im gleichen Moment wieder auf.

Die tausend Augen beziehen sich auf den alles-sehenden mitfühlenden Blick. Der Bodhisattva des Mitgefühls wird oft mit unzähligen Augen und Armen dargestellt, mit denen er alle Wesen wahrnehmen und ihnen helfen kann. Doch selbst dieses großartige Wesen kann hier nicht **sehen**. Seht ihr?

Anfangs haben wir sie unterschieden: die erloschene Flamme des Selbst (*Nirvana*) und die brennende Flamme des Mitgefühls für Andere. Seht ihr jetzt, dass diese beiden Zugänge in Wirklichkeit nicht verschieden sind? Wenn ihr noch in euer Selbst verstrickt seid – oder ins Nicht-Selbst – wie könnt ihr die Anderen wirklich sehen und hören, geschweige denn ihnen helfen? Die Unreife von Hakuins erster Erfahrung („*Nichts, das man mit der Hand oder mit dem Fuß ergreifen könnte.*“) wird nun deutlich.

Die Metapher, dass Hunderte von Vögeln Blumen darbringen, bezieht sich auf den chinesischen Mönch Niutou Farong [Jap. Gozu Hōyū] aus dem 17. Jahrhundert. Er war so heilig und seiner Praxis so ergeben, dass ganze Schwärme von Vögeln in ihren Schnäbeln Blumen als Opfergabe zu ihm trugen. Als er den Vierten Patriarchen des chinesischen Zen traf und einen Durchbruch zu dieser Stufe erlebte, hörten sie mit dem Theater auf.

Wo ist der Lehrer oder Meister in all dem? Natürlich werdet ihr ständig angeleitet, inspiriert, angespornt und herausgefordert. Aber seid euch bewusst, dass in diesen Bildern für den „armen“ Ochsenhirten nirgendwo ein Lehrer auftaucht. Andere, die die Reise schon hinter sich haben, und Weggefährten können sehr hilfreich sein. Dennoch muss jeder von uns die Reise selber machen. Noch einmal: **Das, was wir in aller Aufrichtigkeit suchen, zeigt uns den Weg.** Das ist der einzig notwendige Lehrer, wie wir an Gautama Buddhas eigenem Beispiel sehen.

Alle Bilder sind von einem Kreis umgeben, einer Art *ensō* oder Zenkreis. Dieses achte Bild besteht einzig aus diesem Kreis, leicht schattiert, wegen der Wirkkraft. Wie ein leerer Spiegel. Was reflektiert er? Nichts? Alles? Ist das die sogenannte unermessliche Leerheit, oder ist alles in Wirklichkeit zum ersten Mal präsent (wenn auch nicht *re-präsentiert*)? Lasst uns eintreten und sehen.



9. Rückkehr zum Ursprung, zurück zur Quelle

*Das Ursprüngliche ist rein und klar,
ohne ein Staubkorn.*

Erkenne die Erscheinungsformen des Seins als Werden und Vergehen.

Ruhe im Nicht-Bedingten, das ist Hinübergehen.

Ohne illusorische Fantasiegebilde.

Flüchtige Illusionen durchdrungen – tiefer Friede.

Gewässer sind blau, Berge sind grün.

Sitze und betrachte den Wandel der Dinge.

Rückkehr zum Ursprung, zurück zur Quelle – große Anstrengung verschwendet!

Besser, einfach blind und taub zu sein?

In der Hütte ist das, was draußen ist, nicht zu sehen.

Flüsse fließen im Einklang mit sich selbst, Rosen blühen ihrer Natur gemäß rot.

Jeden Tag geht die Sonne auf und wieder unter. Jeden Tag erwacht die ganze Welt. Woher und für wen?

Eine frühere Version der zehn Ochsenbilder besteht aus nur fünf Bildern, in denen der Ochse stufenweise seine dunkle Farbe verliert. Sie endet mit dem leeren Kreis. Um zu vermeiden, dass Leerheit als das Ende und Ziel missverstanden wird, fügte man schließlich ein weiteres Bild hinzu. Dieses sechste Bild ist dem in unserer Reihe zehnten und letzten Bild sehr ähnlich. Die beiden Verse für dieses sechste Bild beginnen (frei nachempfunden):

*Mit dem wunderbaren Ende hat man aufgehört zu sterben.
Doch sogar hier [in der Welt] gibt es einen Weg, der hindurchführt:
Zurück durch die sechs Welten [der samsarischen Existenz von
Göttern, Menschen, Halbgöttern, Tieren, hungrigen Geistern, Hölle] ...
Die eigentliche Wurzel des Lebens erloschen –
Und erwacht zu neuem Leben [wörtlich: wiederbelebt oder wieder auferstanden] ...*

Im nächsten Kapitel werden wir noch genauer sehen, dass das Extrem des Großen Zweifels der Große Tod ist, wie wir im Zen-Buddhismus sagen. Er erreicht seinen Höhepunkt im Großen Erwachen oder in der Großen Wiedergeburt. Nun ist es Realität geworden: „*Niemals verloren gegangen, warum dann suchen?*“ Rückkehr zum Ursprung, zurück zur Quelle? Bah, so viel vergeudete Anstrengung! Im Innern der Hütte [gibt es] keine Sicht auf die Dinge draußen, keinen Stellvertreter (*representation*). Was bedeutet außerhalb – oder innerhalb – von etwas? Seht ihr, warum das neunte Bild „weiter“ geht als das achte, warum es über dieses „hinausgeht“?

Besser, blind und taub zu sein? Stop – ist das nicht politisch inkorrekt!? Oder könnte das etwa bedeuten, dass die Wirklichkeit – **dies** – nur erfasst werden kann, wenn das Selbst aller sechs Sinne beraubt, also bar jeden Sinnes ist? Oft wird das umschrieben als „Hören mit den Augen“ und „Sehen mit den Ohren“. Auf dieser Basis können wir das zehnte und letzte Bild wahrnehmen.



10. Den Markt mit offenen Händen betreten

*Allein im Unterschlupf hinter einer Tür aus Gestrüpp,
 Nicht einmal die tausend Heiligen wissen davon.
 Das Licht im Verborgenen haltend,
 Folgt er nicht den Spuren der Alten Weisen.
 Seinen Flaschenkürbis in der Hand betritt er den Markt.
 Auf seinen Stock gestützt, kehrt er heim.
 In Spelunken und Fischbuden
 Sich wandeln und zum Buddha werden.*

*Mit nackter Brust und nackten Füßen den Marktplatz betreten.
 In Schmutz und Asche ein breites Grinsen.
 Keine magischen Kräfte, kein Schlüssel zur Wahrheit.
 Und dennoch brechen aus verdorrten Bäumen Blüten hervor.*

Der Ochsenhirte ist jetzt ein dicker Buddha, der einem jungen Suchenden hilft. Der Kreis hat sich geschlossen – und dennoch ist an ihm nichts Besonderes. Keine Spur einer inneren Erfahrung. Bedeckt mit dem Schmutz und der Asche, die mit dem Dienst an den anderen einhergehen, und mit einem Ausdruck, der dem eines Narren nicht unähnlich ist. Nicht einfach frei **von** Sorge, sondern frei, Sorge **zu tragen** – ohne weitere Bedingungen. Keine besonderen Kräfte oder Ausstrahlung – und dennoch werden alle irgendwie gerettet. Die Verse zu Bild acht beinhalten, wirklich eins mit den Alten Meistern zu sein. An dieser Stelle findet sich nicht einmal mehr der Gedanke, den Spuren der Alten zu folgen.

Stattdessen tragen wir unseren Flaschenkürbis zum Markt. Wir erledigen unsere tägliche Arbeit. Die konventionellen Kommentare sagen, dass der Flaschenkürbis ein Symbol der Leerheit ist. Andere Kommentare verweisen darauf, dass Flaschenkürbisse dazu dienten, Wein zu transportieren. Das ergänzt sich gut. Wir respektieren weiter die Gebote, ohne uns von ihnen vergiften zu lassen.

Warum sollte man sich an solch einen weltlichen und „verdorbenen“ Ort begeben? Sicher ist das kein Ort für einen Mönch mit Selbstachtung. Nun, er ist nicht da, um Spaß zu haben, aber auch nicht, um andere zu retten. Eben weil keine solche Absicht (heilig oder profan) dabei ist, sind alle umarmt und „werden“ zu Buddhas, so wie sie gerade sind. Wie eben hier und jetzt:

Die Zahl der Wesen ist unendlich; ich gelobe, sie alle zu befreien.

Illusionen entstehen unaufhörlich; ich gelobe, sie alle zu überwinden.

Die Tore des Dharmas sind zahllos; ich gelobe, sie alle zu durchschreiten.

Der Weg des Buddha ist unvergleichlich; ich gelobe, ihn bis zum Ende zu gehen.

Das sind unsere vier großen oder umfassenden Gelübde.

Wie Kuoans Schüler Ciyuan in seiner Einleitung fragte: „*Wer **ist** dieser Teufel, der am Ende den Markt betritt?*“

(Übersetzung: Antje Jansen und Sabine Beyreuther)